

Eine Kirchweih mit kriegerischem Hintergrund

Autor(en): **G.A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 29

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

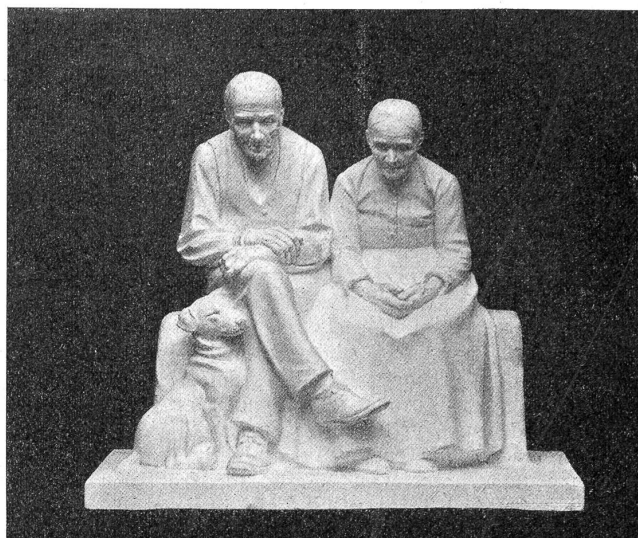
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

weiß, daß sein Name guten Klang hat unter Kunstgenossen und Kennern.

Wir sind in der Werkstatt von Albert Huggler. Albert Huggler ist einer der Lehrer der Schnitzerschule Brienz. Aber auch zu Hause nußt er jede freie Stunde, um sich weiter zu bilden und sein Können in immer neuen Werken zu bewähren. Schon 1912 fand er mit einem solchen Eingang an der großen Kunstausstellung in Berlin, eine Ehrung, die nur zwei schweizerischen Bildhauern zuteil wurde. Wenn ihr euch umgesehen habt in dieser Arbeitsstätte, unter fertigen oder der Vollendung harrenden Gestalten, Plastiken, Gips- und Bronzemedellen, Skizzen, Photographien, Geweihen und Werkzeugen, so laßt euch seine Meisterwerke zeigen, soweit sie noch nicht in die Welt hinausgeflogen sind. Von manchem müßt ihr euch mit Modellen und Photographien begnügen. Diese zwei Schwingerpaare im Kampfe sind der Natur abgelauscht. Hier an dieser Stelle ließ Huggler seine lebenden Modelle zusammengreifen, studierte Zug um Zug, Stellung, Muskulatur, zeichnete, modellierte, schnitzte und räuchte bei Tag und träumte in der Nacht von Schwingerstellungen. Und die Arbeit war's wert. Sprache Huggler Latein, statt Brienzdeutsch, so hätte er sagen dürfen: Veni vidi vici. Jetzt sind noch die Modelle da, als herbede Zeugen des Gelingens. Ebenso von dieser ruhenden Ziegen-Gruppe. Sie seien überraschend naturgetreu, findet ihr. Freilich sind sie es; aber ihr wißt nicht, wie viele Skizzenhefte dort im Schrank sind, alle von Huggler wohlgezeichnet mit Getier, das da flucht und kreucht, mit Beinen, Köpfen, Flügel, Armen, mit Gemsen, Falken, spielenden Raben, rennenden Pferden, waschenden Frauen, lächelnden und weinenden Kindern. Nichts ist sicher vor seinem Stift; Sonntag hat er nur, um nach neuer Zeichnungsbeute auszugehen. Besonders die Alp hat es ihm angetan und die Kinderwelt. Sie bieten ihm immer neue Funde in unerlöschlicher Mannigfaltigkeit.

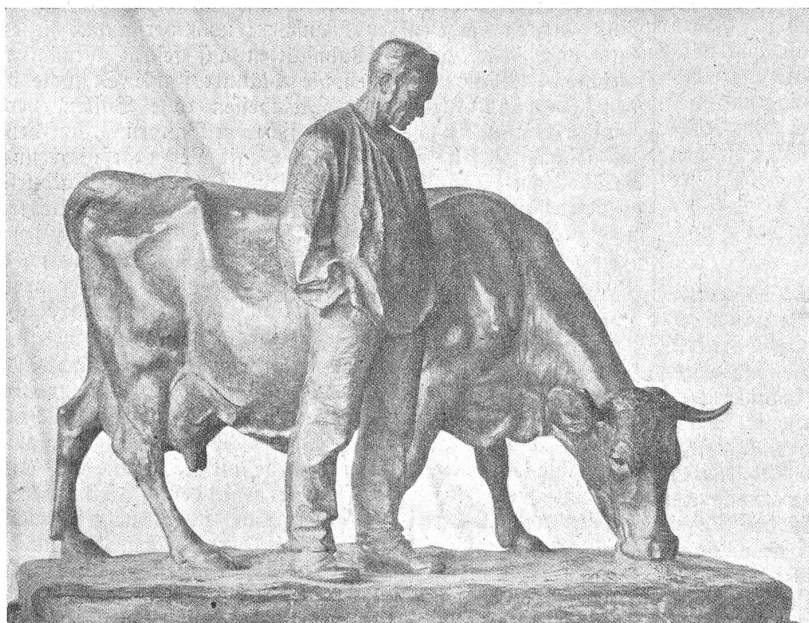
Eine originelle Szene ist sein neuestes Werk: Knabe und Frosch. Behäbig sitzt der Quader vor dem Jungen, als hätte er die Welt gepachtet. Dieser aber plant Tücke und hält in der rechten Hand einen Stein in Stirnhöhe des zurückgebeugten Kopfes. Mit schadenfrohem Grinsen mißt er ab, ob der Stein richtig auf das Tier fallen werde. Die unbekleideten Formen des Knabenleibes zeigen eine edle Linienführung, die an Thorwaldsen erinnert. Und doch



Albert Huggler.

Die beiden Alten.

ist es nicht der Stolz Dänemarks, der dies geschaffen, sondern der Brienzler Albert Huggler, der scharfe Realist. Ist er nur Realist? Man frage die Chorstühle der Brienzkirche, deren Apostelköpfe von dem gleichen Meister geschnitzt sind. Er behauptet zwar, es sei Anfängerarbeit; sie würden jetzt anders ausfallen; man besehe die Modelle in seinem Atelier in der Schnitzerschule; die Antwort wird sich finden. Er ist auch Idealist; denn er sucht das Schöne und stellt es dar; er liebt die Kunst, weil sie schön ist, nicht bloß des Erwerbs willen. Auf der Höhe seines Schaffens, in erfolgreicher Lehrtätigkeit, im Studium der Natur wie in den Werken und Schriften der Kunstgenossen, ist er bloß in einem Punkte rückständig geblieben, nämlich in der altväterischen Meinung, daß weder natürliche Begabung, noch die Vertrauensstellung als Lehrer junger Talente von der Pflicht enthebe, mit gesammelter Mannskraft, mit dem Aufwand der amtlich gebundenen und der freien Zeit durch unablässige Arbeit weiter zu streben, nicht aus Ehrgeiz, sondern um in einem vollen Lebenswerk volles Genüge zu finden. In dieser Lebensanschauung, die schon seinem Vater eigen war, ist er unbelehrbar und wird es bleiben. Bis das Schlaraffenreich angebrochen sein wird, wo jede Anstrengung verpönt ist, kann Brienz froh sein über solche Männer, die der Ortschaft Bedeutung geben und auch das kleinere Volk mit Ideen versorgen und zur Nachfolge kräftig anregen. Die schweizerische Holzbildhauerei aber wird Albert Huggler unter ihren namhaftesten Vertretern zählen, denn von seiner Arbeitskraft und wachsenden Künstlerschaft ist noch vieles zu hoffen. F. B.



Albert Huggler.

Bäuerlein mit grasender Kuh.

Eine Kirchweih mit kriegerischem Hintergrund.

Außer einer Anzahl Bruderschaften mit ausgesprochen religiös-kirchlicher Färbung besteht in der guten Stadt Solothurn seit uralter Zeit noch die nach ihrer Schutzpatronin benannte St. Margaritha-Bruderschaft, welche zumeist aus der männlichen Bevölkerung der auf dem rechten Ufer der Aare gelegenen Vorstadt sich rekrutierend, jährlich am

22. Juli oder an dem diesem Tage zunächst liegenden Sonntage unter Beachtung einer gewissen Solennität ihr „Bott“ samt Festmahl hält, die sogenannte *Vorstädter Kilbi*. Ein feierlicher Gottesdienst mit Festpredigt in der Kapelle St. Spiritus des bürgerlichen Spitals gibt dem Tage die zu solch alten Bräuchen gehörende Weihe. Der Herr Obmann mit Schreiber und Sedelmeister, ein jeder mit einem kleinen Blumenstrauß auf der linken Brustseite geschmückt, begeben sich an der Spitze der in der Kirche anwesenden „Margarithen-Brüder“ in feierlichem Schritte zum „Opfer“; auf der Emporkirche ertönt der ernste Gesang eines gutgeschulten Chores, der hernach auch das Mahl mit frohen Liedern erfreut; vom Giebel der Kirche herab weht die Kirchweihfahne im Morgenwind, und diejenige der trefflichen Wirtshäuser der „kleinern Stadt“, welcher das Kilbi-Mahl zugeschlagen worden, prangt im Schmucke von Blumen, Flaggen und Kränzen. Auf den Straßen und Plätzen aber tummelt sich die hoffnungsvolle Jugend, des Augenblicks harrend, wo nach beendigtem Mahle die fröhlichen Brüder alles, was von den Freuden der Tafel übrig geblieben, samt den extra noch gekauften Rüssen, Lederlein usw. aus den Fenstern des Festlaales ihnen zuwerfen, nach altem Brauch, wie es seit Jahrhunderten üblich.

Punkt 1 Uhr mittags beginnt das Festmahl. Eröffnet wird es in wohlgeleiteter Rede vom Obmann; nach ihm erhebt sich ein anderes Mitglied des Vorstandes und macht auf die Wichtigkeit des heutigen Tages aufmerksam, als eines Erinnerungstages an die glor- und ehrenreiche Schlacht von Dornach im Jahre 1499, in welcher die von Festmahl und Tanz hinweggeeilten Jünglinge von Solothurn gar gute Arbeit getan haben.

„Kameraden! Laßt für heut die Feste,
Tauscht der Gläser Klirren mit dem Schwert,
Mit dem Feld der Ehre diese Hallen.
Gott ist unsre Wehr und unser Hort!
Ist das Los im Schlachtenspiel gefallen,
Ist der Feinde Trotz gebeugt, zerstört,
Dann, dann wollen feiern wir aufs neue,
Mit Gesang und Tanz in alter Treue,
Hier der Kirchweih Fest als Siegesgäste!
Schlaget ein! Wir müssen heut noch fort!“

Raum ist die Rede vollendet, so erschallt entweder das ernste Dornacherlied oder ein anderer patriotischer Gesang, und damit ist der offizielle Teil der Feier beendigt. Reden und Toaste lösen sich in bunter Reihenfolge ab bis zum Momente, wo der sogenannte „Vortanz“ unter Umbietung eines alten Bruderschaftsvokals öffentlich zur Versteigerung gelangt; der Preis steigt mehr oder weniger nach dem fröhlichen Tone, der herrscht, und es wäre schon ein böses Zeichen der Zeit, wenn flau und gleichgültig auf diese hohe Ehre geahoten würde. Eine Vorstädterkilbi aber, an welcher der Vortanz nicht hätte versteigert werden können, hat's noch keine gegeben.

Raum ist dieses außerordentlich wichtige Geschäft erledigt, sammeln sich die zum Tanze ziehenden Paare unter Borantritt der Tanzmusik unten auf der Straße, begleitet von einer Anzahl Brüder als Vor- und Nachwacht, während zur Seite muntere Jungen, mit ruhigen Pfannen versehen, die massenhaft nachdrängende Zuschauerschaft in respektsvoller Ferne halten. Dem Zuge folgt nach alter Väter Weise ein strammer Küfermeister mit einer Brenne guten Weines, den der reiche Bürgerspital spendet, während ein Knabe ein Körbchen mit Gläsern nachträgt. In der Regel wird an drei bis fünf Orten getanzt; zuerst auf dem Platze vor der Festherberge, dann vor den übrigen Wirtshäusern und auf den beiden Narebrücken, auf alle Fälle aber auf der obern. Hierbei wird aber seit Jahrhunderten mit Gewissenhaftigkeit — man könnte fast sagen mit Eifersucht —

darauf gehalten, daß der Zug unter keinen Umständen die Mitte der Brücke nach der Seite der „größern Stadt“ zu überschreitet; die Vorstädter dokumentieren damit die Unabhängigkeit ihrer Kirchweih von den Satzungen der „Städler“, und ihr Tanz auf öffentlichem Grund und Boden, auf dem „Reichsboden“, so seltsam er in unsere Zeit hinübertragen mag, ist ein Brauch, der nicht von ungefähr entstanden. In den Festsaal zurückgekehrt, hebt der eigentliche Tanz an, die Teilnehmer eilen nach Hause, holen ihre Frauen und Bräute, andere Gäste kommen ebenfalls dazu, und erst in später Nacht verhallt der letzte ungefüllte Geigenstrich des „Fulenbachers“, wie man die Tanzmusik nennt.

Am folgenden Morgen aber versammeln sich die „ehrenfesten Meister und Confratres einer löblichen Bruderschaft St. Margarithä“ in der Spitalkirche zur Begehung einer feierlichen „Jahrzeit“ (Gedächtnisfeier) für die verstorbenen Vereinsbrüder und Alle Die, „so in beden Schlachten zu Dornach und Bruederholz gelitten hand, und um ir Iyb und leben kommen, woher oder wer die auch gewesen sind, fründt und synd.“ Nach der Jahrzeit hat der Kilbiwirt alter Satzung gemäß eine saure Leber unentgeltlich bereit zu halten, zu welcher eine Strohfflasche Avernacher (oder auch zwei) das würdige Gegenstück bilden. Abermals erschallen patriotische und andere Lieder; punkt mittags 12 Uhr aber endet die Kirchweih und ein jeder zieht seinen Alltagsgeschäften nach.

Wie damals der Kriegslärm im Jahre 1499 die frohe Feier störte, so hat auch der Weltkrieg die Abhaltung der „Vorstädter-Kilbi“ für mehrere Jahre unmöglich gemacht. Erst 1919 konnte sie wieder unter großem Jubel abgehalten werden. Hoffentlich geht es wieder recht lange, bis sie aufs neue gestört wird!
G. A.

„Was die Berge mir erzählen!“

Von D. König.

Die ersten Ansiedler unseres Tales.

Mehr als zwei Jahrtausende sind verrauscht. Unser Land war bedeckt mit mächtigen Wäldern, riesenhafte Sümpfen. Arochs, Bär, Wildschwein, Luchs und Hirsch herrschten in den Dickichten. Nur an den Seen und längs der Flüsse lagen freie Plätze, blumige Matten, und wenn die Nebel wichen, strahlte die Sonne auf herbe Schönheit. Rauh waren die wenigen Menschen; noch verstanden sie es zu wenig, feste, sichere Wohnstätten auf festem Grund zu errichten. Mühiam schlugen die Männer starke Stämme in den Seegrund, hieben mit Steinbeilen rohe Balken, verbanden Stämme und Balken zu sicherem Baugrund, auf dem sich leichte Hütten — Rohwände, mit Lehm gefestigt und darüber das Schilfroch — erhoben. Des Leibes Notdurft zu befriedigen, Essen und rohe Fellkleidung genug zu schaffen, war Hauptziel des Lebens. Die Männer auf der Jagd, dem Fischfang, auf räuberischem Zug, die Weiber am einfachen Webstuhl, beim Spinnen, beim Gerben, vielleicht, wer weiß es, auch wie heutzutage in der Klappermühle bei den Nachbarinnen — die Pfahlbauer.

Vom mächtigen Nachbar vertrieben, hatte sich ein kleiner Stamm aus Germaniens Gauen hinübergezogen ins rauhe Hochland der Helvetier, hier eine neue Heimat zu suchen. Strom- und flufaufwärts ging die Wanderung, langsam, jahrelang, bis die Vertriebenen dahin gelangten, wo aus dunkelgrünem Bergsee der Fluß, dem sie gefolgt, seine klaren Wellen zog. Da gefiel es ihnen, und die Sonne zeigte mit lachenden Strahlen die Schönheit der Wellen, die unberührten Waldungen der Ufer und fern die Pracht eisiger Riesenberge.

Hei, wie klang das Steinbeil in den Uferwäldern! Wie legte sich Stamm um Stamm ins dunkle Moos, und wie